











## Das Testament der Indierin.

20) Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Day  
(Marlham Howard).

„Wenn Sie das thun, haben Sie die Folgen zu tragen.“ knirschte Lawrence mit aufeinandergebissenen Zähnen.

„Die Folgen? Ach ja, wegen der verschobenen Ausführung des Urtheilspruches,“ entgegnete Ronken kalt.

„Gewiß; doch wiederholte ich nochmals, wenn ich wüßte, daß er in einem fernem Lande versuchte, ein besserer Mensch zu werden, und dazu meiner Hilfe bedürfte, ich gerne bereit wäre, ihm dieselbe zu Theil werden zu lassen.“

„Sie sind zu großmüthig!“ bemerkte Ronken nur noch trocken. Dann trennten sich die beiden Männer.

Als der Advokat wieder sein Büro erreicht hatte, auf dem Wege hatte er seinen Schreiber eines Nickes gewürdigt, drehte er den Schlüssel hinter sich am Schlosse um, nahm seinen gewohnten Platz vor dem Schreibtische wieder ein und zog behutsam das verbrannte Papier aus seinem Hute.

Es war ein schmales, zerrissenes Stückchen, welches er gerettet hatte, und vollständig verkohlt; doch konnte man in Weiß zwei geschriebene Worte darauf erkennen.

„Die Wissenschaft wird es sofort erklären,“ murmelte er, das Papier sorgfältig in ein geheimes Fach seines Schreibtisches legend, wie es kommt, daß das Papier zu Asche verbrannt, die Tinte dagegen durch das Feuer weiß geworden und lesbar geworden ist. Doch, was ist das nöthig? — Die Worte stehen hier — und klar und deutlich — das ist für mich genug. Wenn die Zeit kommt, werden sie mir schon als Beweis dienen; inzwischen liegen sie hier wohl aufgehoben.“

Trotz Mrs. Bayte's Ranken und Vorwürfen machte Honor von der ihr gegebenen Erlaubniß den ausgebehntesten Gebrauch und brachte so viel Zeit, als sie nur erübrigen konnte, im weißen Hause zu, die Schmerzensstunden der franken Dame, deren beständige Gefährtin so hart und gefühllos zu sein schien, so weit es in ihrer schwachen Kraft lag, erheitend und erleichternd. Und diese häufigen Besuche am Krankenbette waren keineswegs für das junge Mädchen leicht zu bewerkstelligen, da sie durchaus nicht ihre eigene Herrin im Gehen und Kommen war, vielmehr ihr beständige Schwierigkeiten von ihrem Vormunde sowohl, als dessen Schwester in den Weg gelegt wurden.

Eines Nachmittags, als sie das weiße Haus erreichte, fand sie Theodora Trent im Besuchszimmer. Sie hatte ihren pflichtschuldigen Besuch so kurz wie möglich gemacht und fühlte sich nicht wenig erleichtert, als die endlosen zehn Minuten vorüber und sie sich anstandshalber wieder entfernen konnte.

„Es thut mir sehr leid zu hören, daß Mrs. Disbrowe so krank ist; ich hoffe, wir werden bald bessere Nachrichten über ihr Befinden erhalten,“ hörte Honor sie in ihrer arroganten Weise noch sagen, als sie das Zimmer betrat.

„Das hoffe ich auch,“ entgegnete Mrs. Bayte kurz, „sie verursacht mir zu viele Mühe, wie Sie sich denken können.“

„Ja, das glaube ich gern,“ stimmte Theodora gnädigst bei.

„Jeder, der ein bißchen Verstand hat, muß dies einsehen,“ fuhr die kleine alte Dame mit wachsendem Mißvergnügen fort, „obgleich es Honor allerdings nicht zugeben will. Meine einzige Hoffnung ist nur, daß sie eines Tages in eine ähnliche Lage kommen möge, dann wird es ihr schon klar werden.“

Die kühnen Augen, welche sie dabei auf Theodora heftete, verrieth ein unerklärliches Zwinkern, woraus diese entnahm, daß ihre Cousine sich wieder einmal lächerlich gemacht habe. Sie stieß ihr kurzes, moquantes Lachen aus und näherte sich etwas der Thür.

„Mr. Keith geht also fort?“

Diese Worte seffelten Miß Trent.

„Er reißt wieder ab,“ verbesserte sie, er war schon mal weg ist aber wieder zurückgekommen.“

„O,“ murmelte Mrs. Bayte, „verhält sich das so? Ich hatte verstanden, er ging ganz fort, aber alte Leute sind, was das Gedächtniß anbelangt, keine Autorität. Ich wundere mich auch gar nicht, daß er zurückgekommen ist. Die Jagd ist hier so gut. Mr. Haughton sollte ihn nach dem Verchenhose einladen, Honor. Das würde ihn freuen.“

„Wie meinen Sie das?“ antwortete Theodora mit einem listigen Blicke ihrer matten Augen, anstatt jener, „ist Honor unweiblich genug, Mr. Keith nach dem Verchenhose hinzuziehen?“

„Ob Honor unweiblich ist?“ lachte Mrs. Bayte. „Ich habe sie noch nicht so lange gekannt, wie Sie; also beantworten Sie sich die Frage selbst. Ich meinte nur, Mr. Keith würde sich freuen, eine Zeit lang in Honor's Nähe verweilen zu können.“

„Da bin ich doch anderer Ansicht,“ sagte Miß Trent mit schlecht verhehltem Aerger, der fast wie Furcht ausah, „zufälliger Weise weiß ich es besser; Mr. Keith hat mit seiner Meinung über Honor mir gegenüber nicht hinter dem Berge gehalten.“

„Ei, sie mal an, Theodora,“ rief Honor lachend, „was sagt er denn?“

„Er sagte,“ die Worte wurden mit ein wenig Zurückhaltung ausgesprochen, „Du wärest ein Mädchen, das kein Mann wahrhaft lieben könne; höchstens siehst Du gut dazu, sich eine Stunde mit Dir zu amüsiren; doch jeder müßte ein Narr sein, welcher Dir mehr als eine vorübergehende Neigung zumendete. Meine Güte!“ rief sie lachend aus, „warum siehst Du so entsetzt darüber aus. Andere haben dieselbe Bemerkung schon früher gemacht; daher sollte Dich diese seine ausgesprochene Ansicht nicht so tödtlich erschrecken. Es sei Deine eigene Schuld, daß die Herren Dich für leichtfertig und eitell halten. Ich sage es Dir zu Deinem eigenen Besten.“

„Seien Sie nicht so kindisch, das zu unterschätzen, was zu Ihrem eigenen Besten Ihnen gesagt wird,“ bemerkte die kleine alte Dame. „Miß Trent, hat Lady Lawrence die Photographie glücklich erhalten, welche damals in Abbotsmoor aufgenommen wurde?“

„Gewiß und sie hat ihr viel Freude gemacht.“

„Das sollte ich meinen; wann kommt sie nach England? Hat sie ein eigenes Haus in London oder wird sie das von ihrem Bruder geerbt bewohnen?“

„Ihr eigenes ist es, glaube ich,“ antwortete Miß Trent; dieser Gegenstand der Unterhaltung machte ihr selbst die Sprechende erträglich, „ein prachtvolles Gebäude in Kensington. Ich freue mich, daß wir dort mit ihr zusammentreffen sollen, denn ich fürchtete schon, daß sie hierher kommen wollte. Es würde zu peinlich für uns Alle gewesen sein, mit ihr irgendwo in der Nachbarſchaft zusammenzukommen.“

„Ja,“ bestätigte Mrs. Bayte, —bleiben Sie, Honor, es war Selina's Glücke; ich will selbst hingehen. Miß Trent, wollen Sie mich einige Augenblicke freundlichst entschuldigen?“

Wenn Theodora auch geneigt gewesen wäre, es abzulehnen, gab ihr die kleine Dame doch nicht die Gelegenheit dazu; schnell, wie sie aus dem Zimmer verschwunden, war sie im Umsehen wieder da.

„Ich wünschte zu Gott,“ rief sie aus und eine Zorneswolke schwebte auf ihrer gekräuselten Stirn, „daß die Dienstmädchen nicht aus lauter Selbstsucht zusammengesetzt wären. Das unsrige hat heute einen halben Tag frei und ist, der Himmel mag wissen, wohin, ausgegangen, während Selina mich um eine andere Medizin peinigt, die ich aus Rindur hergeschaffen oll. Nun befinde ich mich in der größten Verlegenheit. Die Domestiken sollten kein Recht haben, freie Tage verlangen zu können.“

„Sehr fatal! Warum wird aber die Medizin nicht geschickt?“ fragte Miß Trent.

„Das Rezept, welches sie gemacht zu haben wünscht, ist alt. Kranke Frauen sind so wunderbar. Sie glaubt, eine Dosis von dieser würde ihr eine gute Nacht verschaffen.“

Honor sah bei den Worten freudig auf.

„Ich will hingehen, Mrs. Bayte, und mein Weg wird reichlich belohnt werden, wenn ich Mrs. Disbrowe eine gute Nacht verschaffen kann.“

„Nein, Sie können nicht hingehen, Honor; wie wollten Sie zurückkommen?“

„Lassen Sie mich nur,“ bat diese mit ihrer alten freudigen Selbstverleugnung, „ich werde mit Lawrence in dessen Wagen zurückfahren.“

„Ist das auch sicher?“

„Ganz bestimmt,“ versicherte das Mädchen ein wenig zögernd, da ihr eben einfiel, wie freudig überrascht ihr Vormund sein würde, wenn sie zu ihm käme und bäte, mit nach Hause fahren zu dürfen.

Sie wollte nicht zu Mrs. Disbrowe hineingehen, aus Furcht, die kranke Dame könne sie bitten, den Gang nicht zu übernehmen, sie nickte daher nur Theodora ein ruhiges Lebewohl zu und machte sich sogleich auf den Weg, wobei sie auf der ruhigen, wenig belebten Straße leise vor sich hin sang, um die Erinnerung an ihrer Cousine Worte zu ersticken.

„Ich sollte mir gar nichts draus machen,“ sagte Honor endlich zu sich selbst mit einem Kopfschütteln, als sie merkte, daß das halb gestüßerte Vieh die Gedanken doch nicht erstickte, „es kann mir ja ganz gleichgiltig sein, was er über mich denkt und sagt.“

Trotzdem sie sich selbst dieser Thatsache mehrere Male versichert hatte, überkam doch das junge Mädchen ein leises zitterndes Weh, als Royden Keith im Jagdanzuge, das Gewehr auf der Schulter und seine Hunde um sich, durch einen Heckenstieg auf den Weg trat.

„Ich bin sehr ärgerlich auf ihn; ich mag ihn nicht leiden,“ dachte sie, mit sich selbst zu Rathe gehend, als der erste Schreck vorüber und das lebhafteste Erröthen schwand, „hoffentlich wartet er nicht auf mich, ich verabscheue ihn.“

Doch war dies ein sehr unnötiges Selbstgespräch, da sie nicht nur deutlich sah, daß Royden auf sie wartete, sondern ihr schon halbwegs entgegenkam. Ein freudiges Lächeln strahlte aus seinem Antlitz, als sie sich trafen, wenngleich dasselbe noch kurz vorher den Ausdruck einer großen Enttäuschung getragen hatte. Fast jeden Tag, seit der Hund das Leben jenes Kindes gerettet hatte, welches in der einsamen Hütte an den verwackelten Heckenwegen wohnte, hatte Royden die Mutter besucht — Besuche, welche trotz seiner frischen und einnehmenden Unterhaltungsgabe, trotz seiner sinnigen Gaben und Geschenke, welche des kleinen Burchen einziges Glück in der düsteren Hütte ausmachten, von Tag zu Tag statt Freude eine zunehmende Düsternis auf dem Gesichte der Mutter hervorriefen. Und heute Morgen hatte er die Hütte verlassen und leer gelunden, obgleich bei seinem geistigen Besuch nicht die geringste Erwähnung von einer möglichen baldigen Abreise gefallen war.

„Sie wollen doch nicht allein nach Kinbury gehen, Miß Craven?“ fragte er, als sich seine Hand fest um die ihrige schloß.

„Doch,“ antwortete sie, und erzählte einfach, warum.

„Das sollten Sie nicht thun,“ entgegnete er ängstlich und unwillkürlich stehen bleibend. „Sie können doch nicht auch wieder zu Fuß zurückgehen. Lassen Sie mich die Medizin nach dem weisen Hause besorgen.“

„Nein, danke,“ sagte das Mädchen stolz, „ich will gehen, da ich die Besorgung übernommen habe; ich kann ja mit meinem Vormund zurückfahren.“

Royden schwieg. Er sah, wie fest bei Honor der Entschluß stand; und wenn er auch nicht bemerken konnte, wie erfreut sie war, ihm gegenüber ihren Stolz entfaltet zu haben, was sonst wenig in ihrer Natur lag, so mußte er sich doch sehr über ihre kurze Antwort wundern, wenn man in Betracht zieht, daß er von den vertraulichen Mittheilungen Theodoras keine Ahnung hatte.

„Wahrhaftig beschämt fühlte ich mich, als Sie mit solch einer Geschäftsmaniere von Geschäften in der Stadt sprachen, Miß Craven,“ begann er dann, während sie nebeneinander weitergingen, trotz Honors stolzer, doch wirkungsloser Anstrengungen, eine gewisse Entfernung zwischen sich und ihm zu lassen; „in Ihrem Tone lag ein so untrüglicher Vorwurf, mich überkam ordentlich eine Art von Schuldbewußtsein, daß ich nur den Vergünstigungen nachgehe.“

„Mittmeister Trent hält die Jagd für ein sehr anstrengendes

Geschäft,“ sagte Honor und richtete ihre Augen gradeaus in die Ferne mit einem Ausdruck gänzlicher Gleichgiltigkeit.

„Dann muß ich mich selbst beglückwünschen, vermuthete ich, daß das heutige vorerst mein letztes schweres Tagewerk sein wird. Ich denke morgen abzureisen.“

Vergerlich sagte Honor sich im Geiste: „das freut mich ja recht sehr;“ trotzdem zitterten ihre Lippen ein wenig, und die Kirchtürme von Kinbury und die lange Chaussee hüllten sich einen Augenblick in einen flimmernden Nebel. Dann äuferte sie gleichgiltig: „Sie werden froh sein; Sie haben doch hier ein recht einjames Leben führen müssen.“

„Ich führe immer ein einsames Leben.“

Aus Versehen, natürlich — aus einem unverzeihlichem Versehen blickte sie auf und sah ihn an.

„Das hoffe ich nicht!“ Auch dieser Ausruf geschah aus Versehen.

„Mein Leben verfloß immer so,“ antwortete er leise, „nicht unglücklich, aber — immer einsam. Seit den letzten wenigen Monaten ging meinem Glückshimmel ein Stern der Möglichkeit auf, daß es anders werden könnte — eine entfernte Möglichkeit allerdings nur, aber — unendlich schön, noch über die lieblichsten Träume. Diese Hoffnung erwachte in mir, seit ich Sie kenne, Honor!“

„Er sagte, Du wärest ein Mädchen, welches kein Mann wahrhaft lieben könne“ — diese Worte rief sich Honor ins Gedächtniß zurück und schöpfe Neuenstärke aus ihnen gegen das ruhige Bekenntniß seiner Liebe, das er ausgesprochen hatte. Ihre Lippen kränkelten sich verächtlich, ihre schönen Augen blickten gleichgiltig die Straße entlang, doch wagte sie nicht, ihn anzusehen.

„Miß Honor, ich möchte Sie bitten, mich auf meinem Schlosse zu besuchen und meine Heimath kennen zu lernen. Mrs. Trent hat mir ihren Besuch nebst Tochter und Neffen angekündigt, und deren Freundlichkeit brauchte ich nur anzunehmen; um den Ihnen bitte ich. Sie kommen nur auf einen Tag. Wollen Sie mir erlauben, daß ich an diesem einem Tage das einzige Wesen in der ganzen Welt auf meinem Besitztum begrüße, welches mir dasselbe verzeihen, welches mein Leben beglücken könnte?“

„Er sagte, Du siehest höchstens gut dazu, sich eine Stunde mit Dir zu amüsiren; doch jeder müßte ein Narr sein, welcher Dir mehr als eine vorübergehende Neigung zuwendete.“ — noch einmal mit tödtlicher Kraft fohren diese Worte in ihr Gedächtniß zurück und erstickten die Nacht seiner ersten Bitte.

„Ich danke Ihnen, Mr. Keith, doch muß ich ihre Einladung ablehnen.“

Einen Moment hielt er in seinem Gange inne und blickte ihr ernst forschend ins Gesicht. Es war ein so reines, unschuldiges Antlitz, ebenso sinnend wie freudig, Wahrheit und Ernst so leicht darauf zu lesen, daß er wußte, er dürfe der Antwort, die er auf ihm las, Glauben schenken.

Den weiteren Weg legte er schweigend neben ihr zurück und reichte ihr erst, als sie die ersten Häuser des Städtchens erreichten, seine Hand.

„Wir müssen hier Abschied nehmen, Miß Craven! Ich will Sie nicht nochmals mit meiner Bitte belästigen, sich Mrs. Trent anzuschließen; doch sollten Sie Ihre Meinung ändern und kommen wollen, würden Sie mich sehr glücklich machen, wenigstens den einen Tag.“

„Danke Ihnen nochmals, Mr. Keith; doch scheint keine Aussicht vorhanden, meine Meinung zu ändern — so will ich Ihnen Lebewohl sagen.“

Fortsetzung folgt.

### Familienleben und Frauenloos bei den Boeren.

Die gegenwärtigen Vorgänge in Transvaal haben den Blick und das Interesse auf jenes tapfere und entschlossene Völkchen hingelenkt, welches den raublustigen und goldgierigen Einbringlingen in so thatkräftiger Weise gegenübergetreten ist. Darum werden die nachstehenden Mittheilungen über die Boeren und ihr Leben vielleicht nicht unwillkommen sein.

Die Boeren oder Buren bilden ein gesundes, leutseliges und gastfreies Völkchen, dessen Heimath die unabsehbaren und grasbewachsenen Flächen zu beiden Seiten des Vaal- und Orange-Flusses sind. Dort, wo sich dieser aus den Bergen des Bufatolandes herausgewunden hat, schmückt seine Ufer Mi-

mosen, Weiden, wilde Vorberfrücker und knorrige Olivenstämme. Es sind die ersten lieblichen Landschaften auf der beschwerlichen Reise vom Gestade herauf. Die Boeren führten ehemals ein meist beschauliches, fast nur durch die Sorge, welche die rationelle Viehzucht verursacht, ausgefülltes Leben. Im Hause der Boeren kennt man weder Comfort, noch irgend welchen edleren Zeitvertreib. Ihre Sitten sind einfach und rauh. Um so entwickelter ist der religiöse Sinn und die Bibel gewissermaßen zum Sitten-Codex geworden, freilich durch Auslegungen, die keineswegs Anspruch auf Logik erheben dürfen. So geht beispielsweise die orthodoxe Farmersfrau so weit, daß sie es für eine große Sünde hält, einem andern Manne als ihrem Gatten die Hand zu reichen. Ihre Kleidung ist ungefähr die der deutschen Diakonissa oder barmherzigen Schwester, nur daß Kleider und Wäsche nicht so sauber sind, und statt der Haube eine steife, schwarze Kappe den meist ungekämmten Kopf bedeckt.

Gleicht die Boerenfrau in dieser Tracht kaum dem weiblichen Ideale selbst des ungebildeten Europäers, so ist dies noch viel weniger hinsichtlich ihrer Körperbeschaffenheit der Fall. Dem Boeren gilt nämlich wie dem Türken, die Wohlbeleibtheit als Ausdruck der höchsten Schönheit, und seiner Ansicht nach hat die Frau das höchste Ideal weiblicher Vollkommenheit erreicht, wenn er von ihr sagen kann, sie sei moie fett (hübsch fett). In keinem Lande dürften übrigens solche Monstrositäten von Wohlbeleibtheit anzutreffen sein wie im Lande der Boeren. Das milde südafrikanische Klima, die reichliche animalische Nahrung und die wenig anstrengende häusliche Beschäftigung sind die Ursachen dieses außerordentlichen physischen Wohlgefühls. Selbst Europäerinnen, die körperlich schwächlich den südafrikanischen Boden betreten und daselbst bleiben, gelangen schon nach kurzer Zeit zu einer wohlgefälligen Rundung ihrer Gestalt und Formen.

Das Heim einer Boerenfamilie bildet durchaus kein erfreuliches Bild. Vollständig abgesehen von dem absoluten Mangel jedweder Wohnlichkeit und Behaglichkeit, der soweit geht, daß sämtliche oft sehr zahlreiche Familienmitglieder beiderlei Geschlechts, verheiratete und ledige, gemeinschaftlich schlafen, zeigt es kaum von besonders ausgebildetem Heimlichkeitsinn, daß man sich in wollen Kleidern zu Bett legt; nur die Fußbekleidung wird ausgezogen. Von einer Toilette ist niemals die Rede; Alles wäscht sich der Reihe nach in demselben Becken, mit demselben Wasser. Auf das Frühstück folgt das allgemeine Abingen eines Psalms, während die nächsten Stunden der Beschaulichkeit gewidmet sind. Schon um 9 Uhr wird die Hauptmahlzeit eingenommen, dann um 1 Uhr der Kaffee, um 5 Uhr der Thee und 7 Uhr das Abendbrod. Die Kinder genießen bis in's dreizehnte Lebensjahr so gut wie gar keinen Unterricht; erst dann gehts mit alle Strenge an's Lesen- und Schreibenlernen und an den Religionsunterricht.

Diese eigenthümliche Erziehungsmethode drückt die heranwachsende Jugend aber ganz und gar nicht. Die jungen Männer erreichen das neunzehnte Lebensjahr, ohne sich in der Entwickelungsperiode mit etwas Anderem als Rauchen, Reiten, Schießen, Jagen und Bibellefen beschäftigt zu haben. Der Hauptgedanke, der sie nun bei erlangter Reife beschäftigt, ist, sich selbst eine Familie zu gründen. Der Weg vom einfachen Wünsche bis zur Realisirung desselben ist ziemlich weitschweifig. Der junge Eheandidat besigt freilich seinen wohlgezahlten Viehstand von so und so viel hundert Schafen, Pferden und Kindern; wo aber findet er die ihm passende Braut? Die Bauernhöfe liegen weit auseinander, gefellige Zusammenkünfte sind gänzlich unbekannt, ebenso Familienfeste, Bälle, gemeinschaftliche Ausflüge und dergleichen. Nebenbei bemerkt, bringt ihn die peinliche Angelegenheit doch nicht im Mindesten aus der Fassung, er verspürt keine innere Erregung, die bei der Jugend des Freiers füglich doch wohl vorauszuweisen wäre, und seine einzige Sorge besteht darin, genau zu erörtern, wie es mit den materiellen Mitteln der näher oder ferner weilenden Boerenmädchen bestellt ist. Zur Vermeidung aller dieser Umständlichkeiten sind unter den Farmern Familienheirathen an der Tagesordnung. In solchen Fällen sind die Verbindungen schon lange vorher zwischen den Eltern abgemacht, und dem Freier liegt dann nur ob, sich den ziemlich langweiligen Förmlichkeiten zu unterziehen, die mit der Erwerbung einer Braut und Gattin verknüpft sind. Der erste Ausritt erfolgt auf möglichst reich geschirrtem Pferde und in reicher Toilette. Im Hause der Erkörenen findet er weder freundige Bewegung seitens der Inwohner noch sonderliches Entgegenkommen seitens der Braut; doch das befummert ihn durchaus nicht, da er selbst das denkbarste Phlegma an den Tag legt. Die erste Begegnung mit der Auserwählten hat etwas wunderbarlich Steifes. Wenn die

Mitglieder der Familie sich zurückziehen, zupft der Freier das Mädchen seiner Wahl am Rocke — selbstverständlich nach vorausgegangenem Verständigung mit dem Vater desselben — und labet es ein, den Abend mit ihm zu verbringen. Dies erfolgt nun in geradem drolliger Weise. Die Weiden sitzen nämlich stundenlang in blödes Schweigen verfunken einander gegenüber, bis der Freier endlich die entscheidende Frage hervormurmelt: „Wollen wir nicht unsere Schafe zusammen weiden lassen?“ Das genügt, um die Boerenschöne in unbeschreibliche Aufregung zu versetzen. Willigt sie ein, dann trennen sich die jungen Leute, aber ohne Kuß und Händedruck.

Nachdem der glückliche Bräutigam noch einige Tage bei seinen künftigen Schwiegereltern verbracht hat, ohne im Geringsten aus seinem unerschütterlichen Phlegma aufgerüttelt worden zu sein, schreitet die Mutter an die Completirung der Ausstattung. Die Sorge darum ist nicht groß, da ein Mädchen ihrem Manne selten mehr Kleider und Wäsche in's Haus bringt, als sie eben auf dem Leibe trägt. Das kostspielige Brautkleid wird fast nie angeschafft, sondern aus eigens hierzu bestehenden Leihhäusern entnommen. Die Trauung wird selten mit einem Paare allein vollzogen, es finden vielmehr mehrere Copulirungen zu einer und derselben Stunde statt, und der ganze Akt verläuft äußerst geschäftsmäßig. Nach beendeter Cerimonie ellen nach den Leipziger N. N. die Neuermählten so rasch wie möglich zur Garberobiere, um den lästigen Flitter los zu werden, und die Hochzeitsreise beginnt. Sie geht freilich nicht weit, sondern direkt in die Farm des jungen Gatten. Hier schläft die Neuermählte die erste Nacht im Reisemagen, dann aber im gemeinschaftlichen Familien-Schlafzimmer. Ihre Stellung bei ihren Schwiegereltern ist die einer folgamen Tochter, denn erst von dem Augenblicke ab, da sie Mutter geworden, darf sie sich einer weiblichen Selbstständigkeit erfreuen, die durchaus auch nicht viel Bistheiten zeigt.

Eine Kindheit ohne Freuden, eine Jugend ohne Ideale, eine Ehe ohne Zärtlichkeit und Familienglück, das ist der Lebensweg, den das weibliche Geschlecht von der Wiege bis zum Grabe in den Niederlassungen und Farmen an Orange und Vaal zurücklegt, während die Männer dort in harter, freudloser Existenz die erste Furche der Cultur ziehen und damit späteren Generationen die Aufschließung des schwarzen Erdtheils erleichtern, dessen unermeßliche Schätze heutzutage noch lange nicht insgesamt bekannt, geschweige denn gehoben und für die Menschheit nutzbar gemacht sind.

## Die Geschichte des Bleistifts

hat Herr Ernst Faber, dessen Namen so innig mit der modernen Geschichte dieses uns unentbehrlichen Schreibwerkzeugs verbunden ist, in einem Vortrag vor der Polytechnischen Gesellschaft in Berlin behandelt. Wir entnehmen den anregenden Ausführungen Folgendes: Wie alt ist der Bleistift, wann beginnt seine Herstellung? Diese Fragen lassen sich mit genauer Zahlenangabe leider nicht beantworten. Geschichtlich wurde der Graphit, aus dem unser Bleistift besteht, zu Zeichen- und Schreibzwecken erst wenige Jahre nach A. Dürers Tod wirklich verwendet. Dürer selbst, Holbein und die Künstler der damaligen Zeit kannten dieses schätzbare Werkzeug nicht. Zur Zeit Dürers — und dies geht speziell aus seinem Werk über Zeichenkunst hervor — kannte man als Zeichenmaterialien die Nadel, die Feder, Bindekohle und Blei. In den verschiedenen Abbildungen, welche Zeichner vorstellen, giebt Dürer diesen stets die Feder in die Hand, wie ja auch seine Handszeichnungen und Goldschnitte stets den Federzug tragen. Die Nadel erwähnt er, um perspektivische Bestimmungspunkte zu machen. Blei und Bindekohle aber empfiehlt er, um perspektivische Blind- und Hilfslinien zu ziehen. Der Kohle giebt er den Vorzug, weil man sie leichter wegwischen könne. Das Blei spielt also fast keine Rolle und mit unserem Bleistift hat es gar nichts zu thun. Eine annähernde Verwandtschaft mit unserem Bleistift dürften vielleicht die oft erwähnten Silberstifte haben, mit denen bekanntlich Holbein Entwürfe lieferte, doch sind wir, trotzdem sich wenigstens ein Exemplar eines solchen Stiftes in einer Sammlung erhalten hat, über die Natur der Silberlegirung, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, nicht genauer unterrichtet. Auch die Röhrenstifte der Italiener haben in Bezug auf Abfärbefähigkeit wenigstens einen gewissen Zusammenhang mit unseren Bleistiften. Woher stammt nun unser Bleistift? Der Geburtsort desselben ist in England, wo um die Mitte des

16. Jahrhunderts die Graphitgruben von Borrowdale ausgebeutet wurden. Der in diesen Gruben befindliche Graphit war von besonderer Reinheit und Konsistenz und wurde angeblich von Landleuten zum Zeichnen der Schafe und von den Töpfern als Anstrichfarbe benutzt. Wer daraus den ersten Zeichner- und Schreibstift machte, wissen wir nicht, doch lag die Verwendung sehr nahe. Man zerlegte die größeren Graphitblöcke in dünne Lagen und fuhr mit dieser Verkleinerung fort, bis man Stengelchen von gewünschter Feinheit erhielt, die dann, in Holz eingelassen, die ersten Bleistifte bildeten. Aber woher der Name Bleistift? Bei dem damaligen niedrigen Stand der chemischen Wissenschaft konnte man die Natur des Graphits als reinen Kohlenstoff nicht erkennen. Man hielt sich in Ermangelung gründlicher Untersuchungs- und Bestimmungsmethoden an Aeußerlichkeiten, und da Graphit vielfach äußere Aehnlichkeiten mit dem Bleiglanz zeigte, so nannte man den Graphit „Wasserblei“, und von seiner zur Anfertigung von Zeichnungen — Rissen, wie man sagte — besonders geeigneten Beschaffenheit „Reißblei“. Die damaligen Händler hatten ferner ein Interesse daran, die Konsumenten über die Natur und Abstammung des Graphits im Unklaren zu lassen. Als Reiß- und Wasserblei ging dieser Graphit in die Welt, und unser heutiger Bleistift muß seine Erinnerung an seine verstante Natur für alle Zeiten behalten. In England erkannte man wohl bald den Schatz, den man in den Graphitgruben von Borrowdale besaß, und traf die strengsten Maßregeln für ihre Erhaltung gegen ihre Erschöpfung. Nur kurze Zeit im Jahre wurde deren Abbau gestattet, die Ausfuhr des Graphits in rohem Zustande war verboten. England suchte sich sein Monopol möglichst zu sichern. Derartige Versuche konnten sich aber damals ebenso wenig wie heute halten. Selbstverständlich haben wir keine bestimmten Nachrichten, welche Wege der Schmuggel ging, um das englische Verbot zu durchbrechen, doch ist uns überliefert, daß die Italiener den Graphit „flandrischen Stein“ nannten und daß die Holländer englischen Graphit angeblich in schwarzer Farbe benutzten. Ungefähr hundert Jahre nach Entdeckung der ersten Graphitgrube in England finden wir die Bleistiftmacher in Nürnberg urkundlich bestätigt und zwar wieder unter einem neuen Namen, als „Bleisweißstiftmacher oder Bleisweißschneider“. Man hat sich viel den Kopf zerbrochen, woher der seltsame Name kommt; war der Name Wasser- oder Reißblei schon falsch genug, so ist zwischen Bleisweiß und Graphit der Unterschied auch innerlich so auffallend, daß man nur eine Zungenverirrung hierfür verantwortlich machen kann. Die Gruben von Borrowdale erschöpften sich allmählich, der anderswo gefundene Graphit war unrein und bröcklich, mit dem Schneiden der Graphitstängelchen aus großen Blöcken war's vorbei, man mußte froh sein, den mehr oder minder kleinen Abfall von Graphit zu bekommen. Aber wie nun daraus Bleistifte machen? Unter dem Druck der Erinnerungen an die hergebrachte Tradition der Fabrikation kam man nun auf den Gedanken, den Graphitabfall zu Kuchen zusammenzupressen und auf diese Weise wieder Blöcke herzustellen, die man mit der Säge wieder in alter Weise zu Platten und Stängelchen verarbeitete. Da aber der Graphit an sich keine Bindkraft besitzt, mußte man an entsprechende Bindemittel denken und diese waren nun merkwürdig genug! Man nahm Hausenblase, Gummi, Leim, auch Schwefel und stellte damit die Blöcke her. Wie diese Bleistifte aussehend, welche die Bleisweißmacher aus derartigen Blöcken heraus schnitten, wird am besten durch die Thatsache illustriert, daß man zum Beispiel solche Schwefelgraphitstifte, wenn die Spitze abgebrochen war, über einem Licht erwärmen und mittels der Finger spitzig drücken mußte. Daß durch erwähnte Bindemittel die Abfärbefähigkeit des Graphits litt, versteht sich von selbst. Trotzdem nun die Bleistiftindustrie in Nürnberg so eigentlich in den Windeln lag, finden wir doch die Bleistiftmacher von einer Wichtigkeit ihres Erwerbes durchdrungen, die in ganz umgekehrtem Verhältnis zu ihrer wirklichen Leistung stand. Bei der strengsten Ordnung in Abgrenzung der Handwerke in Nürnberg waren die Bleistiftmacher dem Handwerk der Schreiner eingeordnet, weil der für besonders wichtig gehaltene Theil des Bleistifts eben eine Schreinerarbeit, die Holzhülse, war. Es berührt nun eigentümlich zu lesen, wie die Bleistiftmacher durch Jahrhunderte hindurch ihre Kostrennung von den Schreineren und ihre Anerkennung als besonderes Handwerk vom Rathe der Stadt Nürnberg betrieben. Zu Beginn unseres Jahrhunderts standen die Nürnberger Bleistiftmacher in Bezug auf ihre Or-

ganisation auf dem Höhepunkt, aber ihre Produkte waren nichts weniger als den Anforderungen entsprechend. Während nun unsere Bleistiftmacher in nutzlosen Organisations- und Ordnungsplänen sich abmühten, traten neben den großen Umwälzungen auf politischem Gebiete auch solche wirtschaftlicher und technischer Natur auf, und die folgenreichste war für uns die Erfindung Contés, die darin bestand, den gemahlten Graphit mit Thon zu vermischen. Und zwar mischte Conté den Thon mit Graphit auf kaltem Wege; er benutzte zur Auflösung beider gewöhnliches Brunnenwasser. Die Mischung war eine bildsame, leicht zu formende Masse und wies von selbst auf den Weg hin, der der modernen Bleistiftindustrie eine neue glänzende Perspektive eröffnete. Durch diese Erfindung war die ganze Industrie auf den Kopf gestellt und in neue Bahnen gelenkt. Die Bleisweißschneider hatten keinen Platz mehr; die Fabrikation wurde vereinfacht und wissenschaftlich vernünftig; nur dadurch, daß man bei Mischung der Masse mehr oder weniger Thon zusetzte und die Bleistängeln glühte, resp. festbrannte, hatte man es in der Hand, den Bleistiften verschiedene, im Voraus bestimmte Härtegrade zu geben. Das Handwerk von Bleistiftmachern hörte nach und nach auf, der Großbetrieb, die Fabrikation mit Dampf- und Wasserkraft setzte sich an dessen Stelle. Immerhin vergingen von der Contéschen Erfindung an gerechnet noch viele Jahre, bis es gelang, Bleistifte in einer Vollkommenheit herzustellen, die dem heutigen Fabrikat ähneln.

## Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— Soeben ist im Verlage von H. Böldag, Bad Harzburg eine kleine Broschüre erschienen, betitelt: „Das Schneeschuhlaufen, verbunden mit einem kurzen Führer für Schneeschuhläufer durch die Umgebung Harzburgs von H. Böldag, Preis 10 Pf.“ Dieselbe giebt zunächst in der Einleitung eine kurze Uebersicht über die großen Vortheile dieses wahrhaft Körper und Geist erfrischenden Sportes, welcher bei uns in Deutschland leider immer noch lange nicht genug gewürdigt wird. Dann folgt die sehr ausführliche Darstellung des Schneeschuhlaufens selbst, die vielen Läufern noch Neues bringen wird. Am Schluß des Werkes befindet sich eine Zusammenstellung von Touren in die Umgebung Harzburgs von einer halben Stunde bis zu zwei Tagen Dauer. Die Herren: Förster Plume, Scharsenstein bei Ilfenburg, Otto Reuß, Mollenhaus bei Harzburg und H. Böldag, Bad Harzburg geben Schneeschuhläufern gern Auskunft.

Eudwig Ganghofer, der beliebte Erzähler hat soeben einen großen modernen, in österreichischen Gesellschaftskreisen spielenden Roman „Die Bacchantin“ vollendet, der in dem jetzt zur Ausgabe gelangten Heft 10 der bekannten illustrierten Halbmonatsschrift „Vom Fels zum Meer“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Preis des Heftes 75 Pf.) zu erscheinen beginnt. Die feffende Darstellungskunst Ganghofers bewährt sich auch in diesem Werke aufs glücklichste und läßt die Fortsetzungen des Romans mit Spannung ermarken. In dem prächtig ausgestatteten Familienblatte bildet dieser Roman eine neue Bereicherung des vielseitigen Inhalts, auf dessen Vorzüge in literarischer, wie künstlerischer Hinsicht wir schon wiederholt hinweisen konnten.

Wiederholt machen wir unsere Leser auf die im Verlage der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erscheinende „Illustrierte Geschichte des Krieges 1870/71“ aufmerksam. Das illustrative glänzend ausgestattete, vorzüglich geschriebene Werk hat einen außerordentlichen Erfolg errungen und immer noch mehrt sich die Zahl seiner Abnehmer. Bereits über die Hälfte der in Aussicht genommenen Lieferungen (à 25 Bf.) sind erschienen, die auf einmal und auch einzeln nachbezogen werden können. Die 19. Lieferung enthält wieder eine werthvolle, in Farben ausgeführte Extra-Kunstbeilage „Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen in der Schlacht am Mont Valérien am 19. Januar 1871.“

— Das Deutsche Kaiserpaar Wilhelm II. und Augusta Victoria. In Liedern aus allen deutschen Gauen von C. Müller-Schochwitz. Wiesbaden 1896. Verlag von Hans Bockmeier. Fein gebunden 2 Mark, ungebunden 1 Mk. 20 Pf. Der Herausgeber, welcher schon mehrere patriotische Werke geliefert hat, bietet mit dieser Sammlung eine außerordentlich hübsche Gabe in vornehmer Ausstattung. Man kann die Lieder nicht nur in der Oeffentlichkeit zur Deklamation bei patriotischen Gelegenheiten in Festversammlungen, Schulen u. dergl. sowie zur Einschichtung in Reden, Vorträgen vortrefflich gebrauchen, auch im Familienkreise wird man sie immer wieder gern lesen und anhören, um so auf sinnige und innige Weise die Liebe zu dem edlen Herrscherpaar zu pflegen und zu befestigen. Das Buch eignet sich ganz besonders als Geschenk.